



Gran-Chaco Paraguay, Philadelphia, Kolonie Fernheim, Süd-Amerika.

Dieses Blatt erscheint monatlich. Bezugspreis einschließlich Porto folgender: Für Nordamerika 80 Cents; für ganz Europa entsprechend dem Kurs der Deutschen Reichsmark 2, 50 RM; für Argentinien 4 Pesos Argentinos; für Brasilien laut Vereinbarung mit der Schriftleitung „Die Brücke“ Blatt gegen Blatt; für das Inland 50 Pesos c. l. pro Jahr. Man überweise Geld in Deutschland, an Konto „Brüder in Not“ der „Ehemalig Westpreussischen Mennonitengemeinden“ bei der Landwirtschaftsbank in Neuteich und an Konto 7003 bei der Kreissparkasse in Marienburg Wpr. (Postcheckamt Königsberg Pr. Nr. 11 523). Frankreich und Schweiz: Herrn Max Schowalter, 3 rue de la République Pfalslatt, Haut Rhin. USA: Herrn G. G. Hiebert, Reedley, Kalifornien. Kanada: Herrn D. Epp „Der Bote“ Rosthern, Saskatschewan. Ostl. Paraguay: Herrn F. Heinrichs, Asuncion, Ferreteria Universal. Von andern Orten sende man Gelder direkt an die Redaktion „Mennon-Blatt“, aber nur in Bankschecks, nicht durch die Post.

| 7. Jahrgang |

© Dezember 1936 ©

| Nummer 12 |

! Fröhliche Weihnacht und Gesegnetes Neujahr !

Weihnachtsklänge.

Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen. Luk. 2, 14.

So klang es vor 2000 Jahre aus der Engel Mund an die Hirten. So klingt es auch heute noch in den Herzen der wahrhaft Gläubigen. Alle Jahre kehrt bei ihnen die Weihnachtsstimmung zurück. Ihnen ist das allergrößte Erbe geschenkt worden.

Schon dem Simeon und der Hanna im Tempel und den Jüngern nachher ward diese Botschaft verkündet, so daß einer dem andern zurufen konnte: „Komm und sieh“, denn ich habe den gefunden,

Wir
 haben
Seinen
 gesehen im
 Morgenlande
 und sind gekommen
Ich
 anzubeten.
 Matth. 2, 2.

von welchem Moses und die Propheten geredet haben.“ Sie verließen alles voll Freude und riefen immer neue Seelen herzu. Zwar gefällt uns manches hier auf Erden, aber es ist doch alles vergänglich. Wer diese Botschaft von sich weist, hat immer damit zu rechnen, daß im Jenseits Gott kein Wohlgefallen an ihm haben kann. Nur bittere Enttäuschung wartet dort seiner.

Laßt uns an diese Botschaft anklammern, die uns heute wieder neu geworden ist, als sei sie erst heute gebracht. Allen Zionspilgern fröhliche Festtage wünschend und wahre Freude am großen Erbe aller Menschen zeichnend

Nosenfeld. Friedrich Kiewer sen.

Das Lied der Weihnacht.

Strahlet, ihr Lichter, Mond, Sterne und Sonne!
 Zauchzet, ihr Himmel! Ihr Wolken, schaut Wonne!
 Freue dich, sündige, schwächende Welt!
 Siehe, da kommt der heilige Held!
 Singet und klinget, ihr heiteren Lüfte!
 Hallet und schallet, ihr Felsen und Klüfte!

Öffnet die Türen, macht Raum in den Toren!
 Heute wird Christus, der Heiland, geboren.
 Welcher — was Adam verloren — ersetzt,
 Wiederbringt, was uns erfreut und ergötzt:
 Himmlische Liebe, grundtiefes Erbarmen,
 Göttliche Gnade kehrt nun zu uns Armen.

Wunder, ach niemals begreifliches Wunder!
 Gottes Sohn steigt vom Himmel herunter;
 Er, der das höchste, das herrlichste Gut,
 Leidet sich ärmlich in Fleisch und in Blut;
 Jesus wird unser, ja unser Befreier!
 Fluch, Tod und Teufel! Nun sind wir nicht mehr!

Nun lehrt die Liebe, Glaube und Hoffen;
 Was einst verschlossen, das stehet nun offen,
 So daß der Cherub sein flammendes Schwert
 Wend't und uns Menschen nicht weiter verkehrt.
 Himmel und Erde, lobsinget vor Freuden!
 Welchet, ihr Sterne, solch Wunder den Heiden!

Hirtenvoll, zeige das, was du gesehen!
 Predige, was dich erfreut aus den Höhen!
 Rühmet, ihr Lüfte, den himmlischen Ton!
 Saget den Menschen die Freude davon!
 Kommet und erzählt mit freundlichen Lippen,
 Was sich begeben im Stall, in der Krippe!

Nun sei willkommen, du Sonne der Heiden!
 Du, sei willkommen, du König der Freuden!
 Menschlich gewordenes ewiges Wort,
 Unser Immanuel, Heiland und Hort!
 Laß uns, ach laß uns in ewigen Zeiten
 Diese so göttliche Wohltat ausbreiten.

Gemeinde Schule Haus

Gibt es ein Leben nach dem Tode?

Vor etwa 2 Jahren zurück lasen wir im Menno-Blatt darüber, wie meine geliebte Frau durch einen Unglücksfall (Feuer) nach 60stündigen unsäglichem Schmerzen aus diesem Leben scheiden mußte. Nachdem uns der Herr dann über diesen Verlust getröstet und uns Ersatz geschenkt hatte, freuten wir uns des Lebens u. einer schönen Gesundheit.

Doch im Leben des Christen sind nicht immer Rosen auf dem Wege. Am 12. Sept. klagte unsere älteste Tochter von 12 Jahren über Müdigkeit. Dieses ging so eine Woche, obzwar sie noch die Schule besuchte. Am 20. Sept. bekam sie große Stiche in der linken Seite und wir suchten ärztliche Hilfe. Es wurde Rippenfellentzündung festgestellt. Die Temperatur stieg über 41 Grad. Aber trotz hoher Temp. war das Kind bei klarem Bewußtsein. Wir durften miteinander beten und noch manches besprechen. Am 27. Sept. war ihr Geist umnachtet, so daß sie viel phantasierte. Am 4. Okt. wurde ihr Geist wieder klar. Sie durfte ein klares Zeugnis ablegen von der Sündenvergebung. Bei ihren Schmerzen, die ihr die großen Wasserblasen verursachten, betete sie: „Heiland, tilge alle meine Schuld aus Deinem Buche, wasche mein Herz rein in Deinem Blut und laß mich zu Dir in den Himmel kommen!“

In den letzten Tagen, wo der Schlaf schwand, schaute sie oft mit leuchtenden Blicken und erhobenen Händen nach oben zeigend. Am Tage vor dem Sterben kam ich in das Zimmer. Ich setzte mich neben das Bett mit bedecktem Haupt. Sogleich nahm sie mir die Mütze ab, warf sie zur Seite und zeigte in die Höhe. Am 11. Okt. fragten wir, ob sie bald zum Heiland gehen werde, ob sie auch Engel sehen könne. Dies hejahte sie, mit der Hand nach oben zeigend. Wir fragten auch, ob sie ihre Mutter (die verstorbene) sehen könne. Mit lauter Stimme rief sie mit erhobener Hand: „Da ist sie!“ Und nun ist unser Kind dort und schaut den, an welchen es in seinen Schmerzen glauben durfte.

Möge der Herr Gnade geben, damit wir einst alle, mit unsern uns vorangegangenen Lieben den Herrn

Unsere Volksschulen.

Auf Wunsch der Bezirksversammlung begann das diesjährige Unterrichtsjahr in unseren 16 Grundschulen, die rund 300 Kinder aufzuweisen hatten, den 1. Mai, während in den Jahren vorher der Unterricht bereits den 1. April einsetzte. Nach 7monatiger anstrengender Arbeit ist auch dieses Unterrichtsjahr abgelaufen. Für Lehrer und Schüler beginnen jetzt die ersehnten Ferien. Doch es sind eigentlich keine Ferien, weil sowohl Lehrer als auch Kinder genötigt sind, ihre kleinen Felder zu bestellen. Das ist freilich ein hartes Los: im Sommer in der Regel bei großer Hitze im Garten schuften, im Winter den ganzen Tag bei den Büchern sitzen. Die schulpflichtigen Kinder sollten bei der Baumwollente helfen. Sie leisten ja den Eltern dabei tatsächlich gute Dienste. Nun ist die Ernte durchweg nur recht schwach ausgefallen, und die Kinder hätten m. Er. gut entbehrt werden können. Die Lehrerschaft bedauert es, daß ihr der zum Unterricht überaus geeignete April verloren gehen mußte.

Im Rückblick auf das Schuljahr müssen wir mit dem Dichter einstimmen: „Es hat gut, bis hierher gut gegangen.“ Damit ist freilich nicht gesagt, daß immer alles auch glatt abging. Nein, auch das Schulleben hat seine Leiden und Freuden. Erstere scheinen besonders in Fernheim zahlreich zu sein. Der Lehrer aber will sich trotzdem nicht nutzlos machen lassen, denn sein Beruf ist ein edler Beruf, um den er tatsächlich zu beneiden ist. Es ist etwas Großes, eine ganze Anzahl Kinder für das Leben vorzubereiten? Darum geht ein richtiger Lehrer gern an die Arbeit, und läßt sich in derselben nicht in erster Linie vom Gehalt bestimmen.

Zugleich ist ja dieser Beruf überaus verantwortungsvoll. Guter Same und Aufricht kann in den Schuljahren in das empfindliche Herz des Kindes gestreut werden. Unmöglich kann der Lehrer diese schwere Arbeit der Kindererziehung allein bewältigen. Er bedarf der moralischen Unterstützung der Eltern.

Zu bedauern ist, daß die verheirateten Lehrer nach wie vor auf die Bestelung ihres Gartens angewiesen sind. Die Schulgemeinden sind bei der gegenwärtigen Wirtschaftslage nicht imstande, dem Lehrer eine entsprechende Gage zu zahlen. Sie ringen ja selbst förmlich um ihr täglich Brot. Trotzdem haben sich die Schulgemeinden gelegen lassen u. ihren Lehrer nach Kräften unterstützt.

Aus oben genanntem Grunde sahen sich etliche unserer alten Lehrer genötigt, in den „Ruhestand“ zu treten, der darin besteht, daß man in Zukunft seine ganze Aufmerksamkeit dem Garten zuwendet. Es ist nicht ausgeschlossen, daß andere dem Beispiel folgen werden.

Zum Teil deshalb gestaltet sich die Lehrerfrage von Jahr zu Jahr verhängnisvoller. Man ist genötigt, Lehrer anzu-

in seiner Herrlichkeit preisen könnten, auch für die Stiefen, durch die Er uns so herrlich führte.

Rosenort. J. u. L. Görzen.

stellen, denen die nötige Ausbildung für den Beruf fehlt. Daß sich dieser Umstand überaus nachteilig auf das Schulwesen auswirkt, liegt auf der Hand. Bei der jetzigen Lage der Dinge ist auch keine Aussicht auf baldige Wendung. Hier sollte der Kolonieschulrat zusammen mit der Bezirksversammlung Wandel schaffen.

Das Fehlen von Klassenstern in den meisten Schulen ist sehr zu bedauern. An kalten oder stürmischen Tagen ist ein erprießlicher Unterricht kaum denkbar. Unsere Väter sollten mal an solchen Tagen die Schule besuchen. Ich bin überzeugt, im nächsten Jahre würde es kaum noch eine Schule ohne Cassenster geben. Sie sind nicht minder nötig als wasserdichte Dächer.

Was den Schulbesuch vonseiten der Eltern betrifft, so bleibt auch da viel zu wünschen übrig. Das ist meines Wissens wohl in allen Dörfern der Fall. Man findet nicht Zeit, sich für etliche Stunden im Laufe von 7 Monaten die Arbeitsweise des Mannes anzusehen, dem man seine Kinder anvertraut hat. Findet man sie tatsächlich nicht? Man findet doch Zeit, an den Dorfsversammlungen teilzunehmen. Warum besucht nicht jeder Vater wenigstens einmal jährlich die Schule? In Horqueta war der Schulbesuch den Eltern bis vor Jahresfrist von seiten des Lehrers untersagt. Hier freut sich der Lehrer herzlich, wenn Schulbesuch kommt, auch wenn ganz unerwartet. Darum möchte ich den Vätern namens der Lehrer zurufen: „Kommt, seht Euch die Arbeit Eures Lehrers an!“

Monatlich konnten hin und her in den Dörfern Konferenzen abgehalten werden, auf welchen das Wohl u. Wehe unserer Schulen in Friede und Eintracht erörtert wurde.

Am 26. Nov. fand in Philadelphia ein Kolonieschülerabend statt, an dem sich recht viele Kinder beteiligten (Nur eine Schule fehlte). Der geräumige Saal unseres Koloniesgebäudes war überfüllt. Aufmerksam lauschte man volle 2 Stunden den Kinderaufführungen. Leider muß man bei ähnlichen Veranstaltungen den Mangel an geeignetem Vortragstoff immer wieder wahrnehmen.

Am 30. November wurden die austretenden Dorfschüler in den Räumen der Zentralschule einem Examen unterworfen. Es kamen folgende Fächer in Frage: Deutsch (mündlich und schriftlich), Rechn., Erdkunde, Naturkunde, portug. Geschichte und Religion. Von den 36 Schülern bestanden 24 das Examen, während 12 als zu schwach zurückgesetzt werden mußten. Es besteht noch die Möglichkeit, daß die Schwachen es in den Ferien nachholen, um dann nachgeprüft zu werden.

Nach Ablauf unserer Ferien wollen wir im nächsten Jahr mit neuem Mut u. neuer Kraft an die Arbeit gehen.

Veter Klassen.

(Vorsitzender des Lehrervereins).

Der 25. November

wurde wohl in ganz Fernheim als Dankfesttag für die wunderbare Errettung aus der Sowjethölle festlich begangen. Wir hörten überall Berichte über die Flucht. An solchem Tage wird man lebhaft erinnert an Gottes Beistand und angespornt zur Zufriedenheit auch in schwerer Lage. Der Zufriedene ist stets glücklich.

Kämpfende Jugend

Nachrichtenblatt des Deutsch-Mennonitischen Jugendbundes der Kolonie Fernheim

Gran - Chaco Paraguay Süd - Amerika

Inhalt:

Ein jeglicher aber, der da kämpft,
enthält sich alles Dinges. 1. Kor. 9, 25.
Kämpfe den guten Kampf
des Glaubens. 1. Tim. 6, 12.

Menno's Wahlpruch:

Einen andern Grund kann
niemand legen außer dem,
der gelegt ist, welcher ist
Jesus Christus. 1. Kor. 3, 11.

Dieses Blatt erscheint monatlich. Für das Ausland gilt es als Gratis-Beilage zum „Menno-Blatt“ gegen den alten Preis. Wird es allein bestellt, so beträgt das Abonnement für ein Jahr in Nord-Amerika 30 Cents; in Europa 1 RM; im Inland 15 — für das Ausland bestellt 20 Pesos c. l. Bei Bestellungen von 10 Ex. wird ein Blatt freigegeben. Man sende die Beträge vom Auslande entweder an die Vertreter des „Menno-Blatt“ oder an uns aber nur in Bankschecks im Einschreibebrief.

3. Jahrgang

Philadelphia, Dezember 1936

Nummer 12

Belehrendes Gebet zu Weihnachten.

Laf uns nicht um die Gunst der Menschen
buhlen,

halt uns von ihren Sklaventetten frei;
Parteiengunst und alle Gunst der Schu-
len —

Sei uns im tiefsten Grunde einerlei.

Laf uns die Menschenkinder nicht verach-
ten,

Nicht ihres Wahns und ihrer Laster wil-
len schmähen,

Laf uns mit heiligem Ernste trachten

Den Welt- und Menschenjammer zu ver-
stehn.

Gürt uns mit einer reinen, wurzelechten
Liebe,

Die Lasten trägt und fremdes Glück er-
schafft,

Aus deren starkem, lebensvollem Triebe
Die Frucht der Freiheit sprieße in der
Nacht.

Dem nur aus Lieb und Opfer kann Er-
lösung werden,

Aus Augendienst u. Mittergeist ja nicht —

Entzünde auf der ganzen weiten Erde —
In unsern Herzen dieses Weihnachts-
licht! — —

B. S. Unruh.

Weihnachtsbräuche.

Gar verschieden ist der Brauch unter den christlichen Völkern am Feste aller Feste; aber nirgends wird es mit solch äußerem Glanze und mit so viel Aufwand gefeiert, wie in unserm lieben Mutterlande. Jedes christliche Geschäft, ja sogar die Bahnhöfe sind vom ersten Advents-sonntage an mit Weihnachtsbäumchen geschmückt, wobei auf denselben am ersten Advents-sonntage ein Lichtlein brennt und den Anfang der Adventszeit jedem Reisenden verkündigt; zu diesem einflamen Lichtlein gesellen sich an jedem der folgenden Advents-

sonntage je eines hinzu, bis der Christbaum am Heiligen Abend und an jedem der beiden Weihnachtsfeiertage in einem herrlichen Lichtermeer und fast märchenhafter Weihnachtspracht erstrahlt.

In Familien- und Gemeinschaftshäusern, in Kirchen und Domen bedient man sich der Adventskränze und veranstaltet in vielen Kreisen eine traute schlichte Adventsfeler, und erst am Heiligen Abend schart sich jung und alt um den Christbaum und lauscht der wunderbaren Mär, die in der Nacht aller Nächte — in der Heiligen Nacht — der verlorenen Menschheit den verlorenen Frieden wiederbrachte.

Das älteste Sinnbild für die Weihnachtsfeier ist dem Deutschen die Mistel, die schon den heidnischen Germanen heilig war und zur Zeit der Winter-sonnenwende in Häusern und Tempeln aufgehängt wurde. Dann folgt der Weihnachtsbaum, der immergrüne, hochstrebende Tannenbaum, der zur Winterszeit im weißen Kleide das Auge erfreut und als Sinnbild der Hoffnung zur Weihnachtszeit in jeden Palast und jede Hütte Einkehr hält. Als drittes Sinnbild für das Fest aller Feste gilt dem Deutschen die Christ-rose, die zur Weihnachtszeit in Blumenhandlungen in ganz einzig dastehender Pracht feilgeboten wird und auch hier und da in Privathäusern von liebender Hand zu diesem Tage gezogen wurde.

Liebe Jugend in Fernheim! Ein ganzes Jahr bin ich nun schon unter Dir und habe Freude und Leid mit Dir geteilt. Es war für mich ein schweres, aber doch auch ein schönes Jahr, wußte ich mich doch von Gott zu Dir gesandt. Todmüde von der Reise sah ich mit meiner Familie zum ersten Male im Chaco von Paraguay unter dem Christbaume, und es war mir, trotzdem die Feier an sich gerade so schön und feierlich war, wie in der alten Heimat und in Deutschland, doch zum Heulen zumute, denn statt des Sänees und der Kälte wollte die unerträgliche Hitze und das Heer von Mücken, gegen die sich Dunkel Funke mit Filzstiefeln zu schützen suchte, was ich ganz ulkig fand, einem jede festliche Stimmung rauben. Dazu war der schöne Tannenbaum durch einen knorrigen aus dem dornigen Busche erstekt, was aber jung und alt für ganz selbstver-

ständlich hielt. Die große Freude der Kinder unter diesem „Weihnachtsbaume“ über die ihnen so bescheiden zugemessenen Geschenke war so groß, daß ich bald mit Mühen und Filzstiefeln ausgeföhnt war.

Wie wird das zweite Weihnachtsfest unter Euch sein?! Dürre u. Heuschrecken wollen uns jede Festfreude nehmen, aber das darf unter keinen Umständen geschehen! Wenn unsere Alten zagen, klagen u. verzagen, dann singt ihnen frohe Weihnachtslieder ins Herz hinein; erinnert sie an die Sinnbilder der deutschen Weihnachtsnacht und raunt es ihnen so ganz leise ins Ohr und Herz hinein: „Und alles, alles wird wieder gut!“

Philadelphia.

Abt. Harder.

Deutsches Schicksal.

Kein Volk hat so alles Leid dieser Erde ertragen müssen wie das deutsche Volk! Mit keinem Volk ist Gott einen so harten Weg gegangen wie mit den Deutschen! Seit Urzeit hat es um seinen Aufstieg gerungen und immer wieder ist es heruntergeschleubert worden in die Tiefe. Und sich selber getreu, ist dieses Volk wieder aufgestanden — mit zusammengebissenen Zähnen und mit gebakter Faust hat es immer wieder gestürmt, getreu dem Gesetz, das ihm das Schicksal ins Blut gelegt!

Und kein Volk hat so wie das deutsche gelitten unter dem Fluch, daß es zu allen Zeiten tun mußte, was sein Verderb! Daß es da, wo andere Völker, wo selbst Tiere sich zusammenschließen zur Abwehr auf Leben und Tod, sich selber zerfleischte in tausend Fehden Mann gegen Mann, Stamm gegen Stamm, Fürst gegen Fürst.

So daß sie zu Hunderttausenden, zu Millionen dem Lande den Rücken kehrten, daß sie hinausjagen in alle Welt, den Stein der Weisen zu suchen, damit man Steine zu Golde und das Leid zu Glück schlagen könne und doch nichts anderes fanden als das bittere Brot der Fremde. — Und alle waren sie gutes deutsches Blut — ein Meer von deutschem Leid und deutscher Not ergoß sich über die Erde.

Millionen sind verkommen und verzerrt, Millionen untergegangen, deren brechender Blick noch die Heimat suchte, die sie verlassen, um ihre deutsche Seele zu geben gegen unsichere Hoffnung auf Geld und Gut.

Millionen sind stark genug gewesen, sich im fremden Lande zu behaupten zur Ehre Deutschlands und ihres Volkstums! Endlose Züge waren's, die hinauszogen, Kaufleute, Handwerker und Bauern, Gläubritter und Bergweisker, Abenteurer und fromme Sektierer, die irgendwo das Reich Gottes errichten wollten. — Andere wieder, die Besten und Stärksten, wollten Neuland schaffen — Pioniere auf Tod u. Leben, die ihr Vaterland selber so bitter not hatte.

Ein grausames Schicksal aber wollte es, daß das ungeheure Weltopfer des Volkstums übel gelohnt wurde. In anderthalb Jahrhunderten bauten sich die Vereinigten Staaten mit deutschem Blut auf, um in einer unglücklichen Stunde dem ausgebluteten, von einer Welt besetzten Deutschland den Todesstoß zu geben.

Schauet hinüber nach Rußland, wo man die Brüder würgt und mordet! Wo die blühenden deutschen Kolonien mit allen Mitteln, die der ewige Gott verbietet, vernichtet werden!

Schauet hin in alle Welt, wie sie umstellt und bedroht, umkämpft und bespien werden! Wie man ihnen ihre Sprache nimmt, in der ihnen die Mutter an der Wiege gesungen! Wie man die Namen löscht von den Grabsteinen, die Generationen in Ehren getragen!

„Friedel“ hat unser Führer in die Welt gerufen und keiner ist im großen deutschen Vaterlande, der ihm nicht Dank weiß darum, aber eins kann keiner der großen Mutter Deutschlands verdienen, daß sie sich's ein für allemal gelobt: Alle meine Kinder will ich an meinem Herzen halten, feins soll mehr ohne dringende Not der Heimat den Rücken kehren, deutsches Blut soll in deutscher Erde ruhen! Viel zu wenig hat Deutschland sich um seine ausgewanderten Söhne gekümmert! Warum? Weil der Begriff des Staates sich in die Perspektive (Bläfeld) schob — aber ein Staat vergeht, ein Volk besteht!

Es treibt und wächst, solange es einen schaffenden Willen hat, es finkt und verdirbt, wenn es sich aufgibt. Wie kurz es ist, das erkühlt das deutsche Volk erst, seit ihm Adolf Hitler seine Stärke gewiesen, es fühlt mit der inneren Freude eines Mannes, der aus schwerer Krankheit gesundet.

Der große Rhythmus, in den Adolf Hitler die Nation der Deutschen eingeschaltet, zieht seine gewaltigen Schwingungen über die Erde hin und reißt in seinen Bann alles, was deutsch heißt und deutsch fühlt. — Dreißig Millionen Deutsche stehen und bestehen im Kampf ums Dasein in der Fremde, dreißig Millionen, deren Blut nicht verloren ging.

Kraft Euch in die Erde, Ihr Brüder, wenn man Euch ausreißt will, seid gute und treue Unterthanen den Ländern, in denen Ihr eure Mission erfüllt, denn das Werk, um das Ihr kämpft, ist geistigen Wesens und was Ihr als Euer heiliges, von Gott gewolltes Recht erstreiten dürft und sollt, das ist eure deutsche Seele, ist das Recht, das einen jeden Menschen vor dem ewigen Gott zusetzt, daß er in der Sprache seiner Väter lebt und stirbt und daß man ihn leben läßt nach

den Gesetzen seines Blutes!

Seid guten Mutes, Ihr Brüder, die alte Heimat breitet wieder die Arme nach Euch, und der Tag ist nicht ferne — das walte der ewige Gott! — daß die große Mutter wieder den starken Schild über Euch hält, also daß Ihr in einer befriedeten Welt Euer Brot brechen könnt, nach der Väter Sitte!

Diese ans Herz greifenden Worte sind entnommen einer Ansprache von Dr. Georg Schmiede bei der Verteilung des Volksdeutschen Schriftumspreises 1935 im Deutschen Ausland-Institut in Stuttgart. Wir verdanken die Zusage unsern Freunden Fritz Kiewer. Die Rede ist es wert, insonderheit auch von jedem Auslandsdeutschen gelesen zu werden.

Die Schriftleitung.

Berichte

Aus Delos.

Sonntag Abend ist's! Die Dorfsjugend sammelt sich bei der Schule. Aus den umliegenden Dörfern kommend rattern von allen Richtungen Wagen mit Jugendlichen herbei. Auch an Alten fehlt's nicht. Die Stimmung ist gehoben, die Müdigkeit des schweren Hochsommertages ist abgeschüttelt. In der kühlen Abendluft haben sich Mienen, Muskeln und Nerven frisch gestrafft und schöpfen Mut des reinen Lebens.

Was ist's nun aber, das alle hergetrieben? Auch diejenigen, die es sonst vorziehen, zu Hause der Ruhe zu pflegen. Ja, Herr Lehrer A. Harder, das neugewählte Mitglied unserer J.-Bund-Leitung, will einen Vortrag halten. Darauf sind wir gespannt, ihn hört man gern. Er versteht uns Jugendlichen, er spricht mit der Sprache der jungen Menschen.

Und daß die Erwartungen nicht enttäuscht sind, bezeugen die heiteren Gesichter im vollen Saal. Der Redner reizt uns ganz mit. Bald sind wir mit ihm in einer kleinen Gruppe lieber Menschen, bald auf lautem Jugendtreffen, dann wieder lassen wir mit ihm im Geiste unser Auge über den Zuidersee schweifen uff. Sie und da müssen wir eine gute Lehre einstecken und weiter gehen durch Wälder und Felder und wandernde Sanddünen Hollands hin. „Ihr glücklichen Augen, was je ihr geseh'n, es sei, was es walte, es war doch so schön.“

Einer kühlen Luftbrise gleichend hat uns der schöne Vortrag erfrischt, angeheitert und angespornt. Wir danken Herrn Harder u. bitten zugleich die Bundesleitung, uns des öfters zu besuchen.

Ein Jugendlicher.

Jugendabend in Kleefeld.

Am 3. Dezember hatten wir das Vergnügen, einem Programmabend in Kleefeld beizumohnen, den die Jugend des Dorfes vorbereitet hatte.

Nach der üblichen Einleitung wurde ein kleines Drama vorgeführt unter dem Titel „Die Gebete der Mutter“. Es schilderte uns die Heimkehr eines verlorenen Sohnes in das Mutterhaus.

Dann wurden wir im Geiste nach Rußland geführt und zwar in die gute alte Zeit zurück. Dieses durch das komische Drama von Herrn Lehr. Janzen „Der Ennbildung.“

Die Rollen waren meist entsprechend verteilt. So wirkte auch Kostümierung und Vortrag recht gut. Ernstes und Heiteres, miteinander verbunden zu einem feinen, bunten Blumenstrauß, brachten Abwechslung in unsern grauen Alltag. Wir danken von hier aus der tapfern Jugendschar für die Leistungen, und wünschen ihr ferner Erfolg.

Ein komisches Bild bot der Heimzug nach Philadelphia. Allen voran ritt Lehr. A. Harder auf seinem kleinen Esel. Hinter ihm saß sein Peter. Diese Doppellast mochte wohl den grauen Langohr veranlassen, sein lautes Trompetensignal durch die Nacht erschallen zu lassen. Weiter folgten Schreiber dieses mit Lehr. Legiehn im Zweirader mit einem Maultier bespannt und hintennach eine Schar Fußgänger, bestehend aus Dienenden, Zentralschülern und anderen Städtern. Singend wanderte die Gruppe durch die Nacht. Wohl auch ein Zeichen, daß der schöne Abend seinen Zweck erreicht hatte.

Philadelphia. N. Siemens.

Freude.

Freude heißt die starke Feder
in der ewigen Natur;
Freude, Freude treibt die Räder
in der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären vollt sie in den Räumen,
die des Sehers Rohr nicht kennt.
Froh, wie seine Sonnen liegen
durch des Himmels prächt'gen Plan,
Läufet, Brüder, eure Bahn,
freudig wie ein Feld zum Siegen!
Schiller.

Schriftleiter: Nikolaus Siemens.

Noch einmal „Gemeinnutz vor Eigennutz.“

Dieser Spruch ist nicht nur aus dem Munde Adolf Hitlers, sondern aus dessen Taten und Werken hervorgegangen und enthält tatsächlich den Sinn des Wahlspruches „Seid einig, einig, einig!“ Es wird dem Schreiber des letzten Artikels in der Novembernummer nichts helfen, auf solche Weise eine Wahrheit unwahr zu machen, denn die Wahrheit hat er geschrieben, dieser Besucher. Es happens tatsächlich und wenn jener seines dahingestellt läßt, so behaupte ich meines auf Grund nackter Tatsachen. Es war nämlich schon an der Zeit, daß man kam, um uns einmal den Spiegel vor die Nase zu halten, denn wir selbst wagen es nicht, ahnen wir doch nur zu gut, was wir darin sehen werden. Aber wir könnten es so machen, wie der Besucher uns rät, nur wir wollen nicht. Uns gefällt die Eigenbrödelei wie „freie Aussprache“ und „das freie Handeln“ besser. Warum werden wir uns auch von unsern Vorgesetzten sagen lassen, was wir zu tun haben? Es sind ja nur eben solche Meinungen wie wir. Wir haben sie ja selber gewählt. Viel besser, sie tun, was wir ihnen sagen. Ja, ja, so steht's und garnicht anders.

Wenn nun „... n. ... n.“ meint, daß wenn jeder Fernheimer bestrebt sein wird, alle wichtigen Schritte und Verbesserungen gemeinsam zu machen, daß dann der Grund schon für die lebenswichtige Einheit gelegt ist, so irrt er sich gewaltig. Wohl aber, wenn wir uns dem allgemeinen Naturgesetz, in diesem Falle dem Willen und den Vorschriften unseres Führers unterordnen, dem wir unser Vertrauen durch unsere Stimmen gaben, und der die Verantwortung übernommen hat, den Grund der lebenswichtigen Einheit zu schaffen.

Wenn „... n. ... n.“ behauptet, daß es auf Erden keinen vollkommenen Menschen gibt, so hat er sehr recht, aber der Entschluß eines Einzelnen war immer vollkommener als der einer gewissen Masse. Wenn nun etliche Bürger sich nach besser bezahlten Ablagen umsehen, so ist es gut erklärlich, aber grundsätzlich falsch und von der Führung garnicht zu dulden. „... n. ... n.“ glaubt ferner, daß nach überwundener, gegenwärtiger Wirtschaftskrise es uns ein Leichtes sein wird, den inneren Wert des Spruches auszulieben. Ich wage es zu behaupten, daß dann, wo wir unsern Brotkorb überall finden und infolgedessen unabhängig sind, wir uns noch mehr zerstückeln werden. Die Not zerstückelt nicht, sie schweift zusammen. In dem Suchen nach eigenem Vorteil fallen wir erst recht den Ausbeutern in die Hände.

Zum Schluß möchte ich sagen, daß ich mich in dieser Frage nicht auf Diskussionen im „M.-Bl.“ einzulassen wünsche, da es zu klein ist. Es gibt noch viel über dieses Thema zu sagen; mündlich stehe ich gern zur Verfügung.

Kolonort.

S. Neufeld.

Missionspende.

Zur Zeit äußerster Ebbe in unserer Missionskasse traf aus der Schweiz ein Scheck ein im Gegenwert von 50 RM. Diese Spende kam auf Anweisung des Missionsbundes „Licht im Osten“. Möge der Herr es reichlich lohnen!

Das Komitee.

Indianermision Geisterfurcht.

Wenn diese Menschen in unsere Häuser kommen, so sieht man auf ihren Gesichtern wohl nur selten einen heiteren Blick; meistens tragen ihre Züge ein ernstes Gepräge. Es mag sich dieses wohl daraus erklären, daß sie nichts so sehr fürchten wie die bösen Geister.

Vor einigen Tagen saßen wir in Waldesruh etwas spät abends und unterhalten uns. Da hören wir aus einer kleinen Entfernung vom Dorf ein merkwürdiges Geschrei. Man erklärt mir, daß sich in der Nähe ein Indianerlager befindet. In jeder Nacht wird nun ein Mann angestellt, welcher bis an den Morgen um das Lager gehen muß, um durch ein eigentümlich monotones Geschrei die bösen Geister zu verschrecken.

Ich war in letzter Zeit etwas leidend und ich mußte nachts mehrere Male austreten. Da ertönt dasselbe Geschrei. Es befindet sich nämlich in einiger Entfernung von Philadelphia gegenwärtig auch ein Indianerlager und so höre ich heute um 4 Uhr morgens dasselbe Geschrei. Es machte auf mich einen eigentümlichen Eindruck. Ein armer, halbnaakter, brauner Mensch glaubt, mit seinem eintönigen Geschrei die bösen Geister zu verschrecken oder ferne zu halten, welche ihm allerhand Unfälle zufügen könnten, bestehend in verschiedenen Krankheiten u. dergl.

Wie gut haben wir es da doch, daß wir an einen allmächtigen Gott der Liebe glauben dürfen und uns unter Seinem Schutze geborgen wissen und alles, was uns begegnet, Ihm zu Füßen legen dürfen! Wie bedeutungsvoll ist doch auch dieser Zweig der Arbeit unter diesen Armen! Und wie glücklich könnte mancher von ihnen für Zeit und Ewigkeit werden, wenn er das Evangelium von Christo wüßte u. sich die Verggebung der Sünden im Glauben aneignen könnte!

Philadelphia.

S. Saaf.

Zur englischen Mission

reisten in diesen Wochen der Vorsitzende unseres Missionsbundes, Hr. G. Giesbrecht und unsere Missionsgeschwister H. Kah-laff. Der Zweck dieser Reise soll sein, in nähere Fühlung mit diesem 40jährigen Missionswerk zu treten, um mit der Art und Weise der Arbeit unter den Indianern (es sind ebenfalls solche vom Stamme der Lengwas) mehr vertraut zu werden. Durch jene Mission, die auf 3 verschiedenen Stationen ihr Arbeitsfeld hat, sind schon eine ganze Anzahl von Heiden christianisiert. Man hat dort Kirchen, Schulen, Hospital, Typographie und dgl. Anstalten, und die Missionsarbeiter beherrschen alle die Eingeborenen-sprache.

Die Entfernung von unserer Kol. bis zur nächsten Station beträgt an 200 km. Da man per Ochsenwagen reist, so dürfte es 3 Wochen in Anspruch nehmen. Zu den Festtagen erwarten wir die Geschwister wieder in der Kolonie. Daß die Reise zum wirklichen Segen für unser junges Missionswerk ausfalle, ist unser innigster Wunsch!

N. S.

Unterhaltendes „Kraft durch Freude.“

(Reisebericht von N. Siemens.)

(Fortsetzung statt Schluß.)

„Quo vadis?“

(Wohin gehst Du?)

Mit diesem eschtrömischen Gedanken öffnen wir am frühen Sonntagmorgen die Augen, d. h. wenn von einem richtigen Schließen derselben die Rede sein konnte. Denn wenn auch dieses „Rom“, in welchem wir die Nacht zubringen mußten, weder die „ewige Stadt“ mit den sieben Hügeln am Tiber, noch diejenige mit römischen Altertümlichkeiten ist, so aber ein Hotel, unter dessen alten Säulengängen mit einem Badsteinpflaster uns die Klüften ganz gehörig zusehnten. Unsere Jugend hatte aber trotz dieser römischen Umgebung feste geschlafen. Doch mit 41 Lenzen fängt man bereits an zu erwachen, „wenn der Vogel singt“, wievielmehr aber, wenn es die Mücke tut. Also, wohin denn? Es ist heute der Tag für den Zug nach Horqueta. Nur heute außer Donnerstag geht er. Rask müssen wir uns entschließen.

Ein wenig „Kaffe“.

Um 7 Uhr dampfen wir denn dem Osten zu. Aber „wer zählt die Völker, kennt die Namen“, das trifft auch auf unsere bunte Reisegesellschaft zu. Außer uns sieht man hier die naturgebräunten, stets sorglosen Paragayer fröhlich plaudern. Die Kinder mancher von ihnen sind schon Träger verschiedenen Blutes. Dort sitzt vor mir ein Großalterpaar, dessen Entel zartweiße Haut hat. In jener Ecke kauert ein Mädchen mit himmelblauen Augen und hellblondem Lockenhaar. Ein anderer Bub wieder ist halbschwarz und seine wulstigen Lippen wie auch das Kraushaar lassen auf Negerblut in seinen Adern schließen. Man weiß auch, daß zur Zeit des Lopezischen Krieges (1865 — 70) aus Brasilien kriegsgefangene Neger ins Land kamen und die Väter dieser Seelen wurden. Auch sonst haben sich hier, er europäische Rassen wie: Romanen, Germanen und Slaven verschlagen. Besonders stolz ist aber der Hiesige auf Kinder mit germanischem Blut. Nicht immer aber würde selbst ein Rassenkundiger hier auch etwas ganz Sicheres feststellen, jedoch selbst ein Laie kann es mit Leichtigkeit erkennen, daß jener junge Mann mit der gebogenen Adernase und den typischen Zügen ein Nachkomme Gens ist, der mit den sonstigen Sonntagsausflüglern, den Gojims, reist, um irgendwie „a Geschäft“ abzuschließen.

In kleinen Stationen hält unser Zug, und zigarrenschmauchende Paragayerinnen bieten schmierige Kuchen aus Mandioca und Mehl feil, die wiederum unsern Schülern als Frühstück munden. Der Wald wird stärker und bebaubar, hin und wieder kreuzen wir ein Bächlein. Erst fast am Ziele werden auch Bananen und Orangen häufiger und erstaunlich billig. Da bin auch ich mit dabei. —

Unter Deutschen.

Um 10 Uhr steigen wir auf km 48 aus. Uns begrüßt der junge Lehrer M. Dürßen, dessen Schule einige 100 m abseits liegt. Er staunt über unser Kommen, da er nichts davon wußte. Dieser Punkt ist ungefähr das Zentrum der Reichsdeutschen

und Mennoniten. Einige der Siedler holen heute von der Bahn ihr Mehl aus Concepcion ab oder bringen Butter zum Verkauf. So, sagt man uns, ist hier vor Sonntag von den übrigen Wochentagen gezeichnet. Sonst ruht die Arbeit. Uns begrüßt ein Deutscher mit den Worten: „Ja, sind Sie im Chaco denn noch nicht verhungert?“ (Wahrscheinlich hat man so etwas dort verbreitet). Ich: „Sieht es uns etwas darnach aus?“ „Eigentlich nicht“, meint der gute Volksgenosse, indem er meine Zigar von 92 000 Gr. betrachtet.

Bald sind unsere Siebensachen in der Schule untergebracht. Ganz in der Nähe kaufen wir zu unserem Bedarf die Orangen von den Bäumen. Während wir bei Puerto Casado 8 Pesos und in Concepcion 6 Pesos pro Dhd. zahlten, brauchen wir hier direkt von den Bäumen nur noch 10 Pesos pro 100 Stück geben. (Etwa 7 Pfennige). Für uns wohl vorteilhaft, aber ein Spottpreis, wenn man die herrlichen Früchte absehen will. Und wie sie munden!

Zum Kaffee werden mein Kollege und ich freundlichst in das Ennsische Haus geladen. Hier der Kinder waren vor 4 Jahren in Fernheim meine Schüler. Wie groß sie gewachsen sind! Die Farm liegt zum großen Teil auf weeligem Kampboden mit rölichem Lehm. Besonders mutet der Apfelsinenhain an. Hier pflügt man schon richtig mit 5 Pferden.

Abends veranstaltet Lehr. Dürfen einen kleinen Elternabend mit Liedern u. Gedichten. Hier dürfen wir nicht nur manche früheren Fernheimer beglücken, sondern werden auch flüchtig mit den reichsdeutschen Volksgenossen bekannt.

Auf Wanderschaft.

Am Montag früh gehts auf Wanderung. Kol. Legiehn zieht mit den Schülern, begleitet von Lehr. D., zum Ypané. Ich wandere mit meinem Buben die Bahulinie entlang über Brücken und Bäche dahin. Dort liegt eine Chacra. Es ist ein elender Rancho aus Strauch- und Lehwänden. Ungeachtet dessen prangen an der Frontseite der Wand die stolzen Worte „CASA COMERCIAL“ (Handels-haus). Doch, „es war einmal“. Heute stehen im Innern ein paar alte Prütschen. Unter einem Nebenschattendach ist die Küche. Dieses veräht nicht etwa ein niedelbeschlagener Kochtopf, sondern ein umgeworfener Kochtopf, neben dem ein langer Balken in der Höhe alimmt. Er wird dann nach Bedarf immer nachgeschoben. Ein Zerkel schnüffelt am Topf. Faule Käfer ruhen im Schatten und hungriges Geflügel gackert im Hofe. Zwei etwa 10—12jährige Buben musizieren auf einer Gitarre, deren Farbe nicht mehr genau festzustellen ist. Ein tunziges Großmütterchen schallt u. waltet im Hofe. Alles atmet hier den Geist der Vergänglichkeit, so jene Bank, die ein Bein verloren hat, der schrahlige Tisch, dessen 4 Füße bedenklich alle dem einen Zentrum zutreiben, ein überes Zeichen, daß er längst aus dem Leim ist, wenn er jemals geleimt war. Auch der Stuhl, der mir freundlich geboten wird, hat aus des Lopez Zeiten Kammer, denn er knarrt ganz entseztlich in allen Jügen. Doch ich gehe schon. Ich sitze gerade neben dem Vattengerück, das im Sommer wohl, wenn es herankt ist, als Schattendach dient. Da feg plötzlich ein kleiner Windkoff daher. Er hat es wohl auf dieses Gerüst abgesehen, denn ein Krach, eine Staubwolke, u. endlich steht mein Kunge ganz bekrant, aber unberührt aus dem Chaos hervor. Ein der kleinen Müllanten ergings aber schlimmer. Man hat ein Vattengerück

auf die Schulter, und das Großmütterchen holt eine Lintur hervor und streicht dem Buben, der vor sich wimmert, die Säulter, während sein Genosse ihn — auslacht. Au, dem Heimweg besuchen wir den Reitsdeutschen, Herrn Hugo Himmelsreich. Die freundliche Hausfrau nötigt uns zu den Bananen und Drogen, was uns nach der Wanderung in der Hitze wohl-tut. Der Hausvater ist von Beruf Gärtner. Auch hat er als Matrose verschiedene Meere befahren und erzählt gut. Wir werden zu Mittag geladen. Ein Bad im nahen Teich und später ein Matee erfrischt uns.

Nach der Hitze lasse ich meinen Buben im Ennsischen Hause und wandere 3 km weiter, bis ich zu einigen Mennonitenhöfen im dichten Urwalde komme. Die Chacras sind hier wohl überall 400x500 m groß, aber noch zum weit geringsten Teil urbar. Zwischenbüscheln wohnen immer auch Hiesige. Auch diese Mennonitenchacras wurden von Hiesigen gekauft, die dann überfiedelten. Der Boden ist fett. Auf dem Boldtschen Anwesen sind viele Apfelsinenbäume. Gearbeitet haben unsere Leute tüchtig, einige, wie Herr Boldt, führen kleine Milchwirtschaft und setzen Butter an. Was uns am wenigsten anmutet, ist die große Zerstretheit unserer Leute.

Bei Boldts werde ich zum Abendbrot geladen. Zwei wackere Buben waren ebenfalls in Fernheim meine Schüler. Nach Sonnenuntergang wandern wir zurück zur Schule, wo auch die Ypané-Gruppe bereits angekommen ist. Hier haben wir nun einen Abendgottesdienst. Zu später Stunde besuchen wir noch die deutschen Volksgenossen im Hause Herrn Fleischmanns.

Von Ort zu Ort.

In der Frühe des andern Morgens reisen wir weiter. Für die Lezger hat man 2 Reitpferde gestattet, für die Wädel und das Gepäck ist ein Ochsentaren bestimmt und die Jungen müssen wandern. Um 8 Uhr bewirkt uns Frau Boldt mit Leber- und Räucherwurst und lastigen Drangen. Um 9 Uhr machen wir im Hause der Freunde W. Dück, die ganz einsam unter Hiesigen wohnen, halt. Hier hat man freundlicher Weise der ganzen Gesellschaft ein Kleinfeststück vorbereitet aus Butterbrot, Tee und Drangen. Dann gehts wieder los und bei größter Hitze erreichen wir um die Mittagszeit einen riesigen Kamp, auf dem im Vorjahre 4 Fernheimer Familien siedelten. Der Boden scheint recht gut zu sein. Die Gehöfte sind in einer Reihe gegen je 200 m eines vom andern. Man hat hier tüchtig geschüttelt, das sieht jeder. Allein man hat bisher noch kein Trinkschiff finden können, selbst nicht in einer Fiese von 24 m. Vielleicht findet man bald welches. Heute wird es aus einiger Entfernung herange-fahren. Alle Leutchen beteiligten sich rege daran, die ganze Gesellschaft zu bewirnen mit Mittag und Vesper. Nur kann man es nicht recht verstehen, warum wir schon heute fort müssen, aber wir müssen morgen am Hafen sein.

„Gen B. B. B.“

Der geneigte Leser staunt, aber es ist so, unser Ziel ist jetzt Bethlehem, denn dieses ist der deutsche Name für das Städtchen Belén. Unsere Reittiere haben wir gewonnen. Ich erhalte eine braune Stute natürlicher Größe, Freund Legiehn einen Nonny-Schred, einen niedlichen, vrol-ligen Kauz. Herrn Johann Bergmann verdanken wir diese Lebenswürdigkeit. Auf völlig unbekanntem Wege reiten wir nun als Quartiermacher voraus, während

die übrige Gesellschaft mit einem Wagen nachkommt. Meinen Buben habe ich vor mir im Sattel. Die Sonne steht bereits tief im Westen, dem wir zureiten, indem das kleine „Esperanza“ (Hoffnung) hinter uns liegt.

Begstreifen.

Es sollen 20 km od. 1 Legua, wie man hier sagt, bis zu unserem Ziele sein. Wir fragen uns immer so durch, denn der Russe pflegte ja zu sagen: „Die Zunge führt einen nach Kiew.“ Die Begriffe für Längenmaße scheinen hier aber ganz verwirrt zu sein. Denn als wir einen Reiten den nach längerem Reiten nach der Entfernung fragen, sagt er uns: „3 Legua!“ Nachdem wir noch eine gute Strecke zurückgelegt, meldet uns jemand, daß es nun noch 4 L. sind. Endlich sind wir an dem Punkte, wo es nur noch 2 L. sein sollen und dann wiederum 3 L. uff. Nur eins vermag uns wenigstens zu trösten, daß der Weg der rechte zu sein scheint. Mein Junge zählt an den Fingern nach, wievielmals ich Entgegenkommenden frage, um uns auch des rechten Weges zu versichern. Alle Finger hält er schon zugestiffen und bei „elf“ verliert er die Rechnung. Es ist längst dunkel. Die ärgste Täuschung aber erfahren wir jetzt, indem wir einen Och-sentaren, mit 6 müden Tieren bespannt, überholen. „Una media legua“ (eine halbe Leg.), behauptet der Fuhrmann, der sich Belén auch gerne näher wünscht. Nun, das hören auch wir gern, drum denn „auf mein Vürsichlein, rapp! dich!“ Die Mücken sind ganz schlimm an diesem mondhellten Abend. „Bist du müde, Klaus, schlafert dich?“, frage ich meinen Jungen, dessen Klappermaul endlich ruht. „Nein, ich bin noch nicht müde, noch schlafe ich nicht, aber ich mache manchmal ein bißchen die Augen zu“, erwidert er. Er muß zur Ermunterung mal etwas nebenher trippeln. Wir aber reiten, reiten, unverwand unsere Blicke nach Westen gerichtet wie weiland Kolumbus auf dem Weltmeer. Kein Belén! Fast will uns die Geduld und unsern Tieren der Mut schwinden. Am besten schreitet noch der kleine Gaul. Hätte er mein Kollege Leatehn etwas ungewöhnlich lange Weine, sie würden nachschleppen, kalku-liere ich, indem ich meiner faulen Frauen ab und zu mit der Felle die Seite drücken muß, um im Gleichschritt zu bleiben.

Doch endlich!

Da — Hundegebell, Lärten, und schon sind wir in der Vorstadt und es ergeht uns so wie vor 2000 Jahren den Weilen vor dem biblischen Bethlehem, ... wurden sie hoch errettet“, wir ebenfalls. Freundliche Menschen zeigen uns bald das Haus der einzigen Mennonitenfamilie Langemann. Das Haus mit dem Garten waren Eigentum eines englischen Missionsarztes. Als dieser vor einigen Jahren nach Europa reiste, übergab er sein Anwesen Herrn Langemann zur Überwachung; später hat er es dann geschenktweise erhalten. Gramophonmusik tönt uns aus dem Zimmer entgegen. Bald sitzen wir bei einer Tasse Tee. Erst nachdem unsere Schüler teilweise angekommen sind, gehen wir spät zu Bett.

(Schluß folgt.)

Eitelkeit.

Es ist des Teufels Meisterwerk, daß es uns treibt, hoch von uns selbst zu halten. Hochköpfe und wertlose Menschen sind wie Blasen — nämlich aufgeblasen, durch irgend etwas.

Wirtschaftliches

„Es bauert nicht.“

Von N. Siemens.

In der vorigen Nr. schließt „Dunkle Brille“ ihren Artikel „Bauernsorgen“ mit den Worten: „Es bauert nicht!“ Ja, für einen geborenen Bauern (meist besteht Fernheim aus solchen) ist dieses niederschmetternd und genau ebenso bitter, als wenn ein Müller sagen muß, daß es nicht mahlt oder ein Händler, daß es nicht handelt. Welches sind nun wohl aber die Ursachen, daß jemand nach 6-jährigem, schweren Ringen zu diesem Resultat kam? Nun, wenn man auch garnicht nur durch eine dunkle Brille schauen will, d. h. nicht auch ein eingefleischter Pessimist ist, sondern oft auch die Sache unter ganz schwierigen Verhältnissen noch von der vorigen Seite betrachtet, muß man, will man ehrlich sein, doch wohl nach Gründen suchen, warum es nicht bauert. Laut eigener Anschauung und durch Aufhören aus der Mitte treten hier 2 Gründe vor, auf welche ich kommen möchte und zwar: **unverschuldete** und zum Teil **selbstverschuldete** Gründe.

Unverschuldete Gründe.

Man kann es wohl ruhig behaupten, daß vielleicht kein Siedlungsgebiet unserer Glaubensgemeinschaft mit so vielerlei Kapriesen austrat, wie gerade der Chaco. Abgesehen davon, daß unsere Kolonie „hinter dem Ende der Welt liegt“, (das eigentliche Ende ist Asuncion), wie Dr. J. Ponten es aussprach, tritt uns oft die harte Natur scharf entgegen. Da kann man die zahlreichen Landplagen nennen, die in ungeheuren Massen auftreten. Bald sind es Raupen, bald Ameisen, bald Heuschrecken, bald die Blattlaus. Alles strebt darnach, gerade die edelsten Pflanzen zu vernichten, diejenigen am meisten, die wir zum Export bringen.

Als weitere Plage ist dann auch zu nennen der trockene Winter mit seinen wochenlangen Nordstürmen. Doch das wäre noch zu verschmerzen, aber hinzu kommen auch die längeren Dürreperioden in den Sommermonaten. Sie sind umso verheerender, weil sie das Dasein der schlimmen Blattlaus begünstigen. Auch die Ameise hat dann eine viel schlimmere Bedeutung, da man ihr Blattschneiden stärker empfindet,

wenn das Wachstum geringer ist. Durch die heißen Glutwinde fallen im Frühling auch häufig die jungen Apfelsinen und Mandarinen von den Bäumchen, die eben zu tragen beginnen. Sie wuchsen meist nur dank dem Umstände an und kamen hoch, weil in ihren Anfangsjahren die Niederschläge normaler waren. In den 2 letzten trockenen Jahren dagegen waren sie kaum am Leben zu erhalten, überaus auch, wo nicht genügend Brunnenwasser vorhanden war, um zu bewässern.

Es trifft auch garnicht zu, was man in Deutschland gelesen haben will, wenn Frau Dr. Ediger, damals Hoffnungsfeld, (die übrigens die Pistole längst in den Graben warf, um nach Deutschland zurück zu gehen) freilich in übertragenem Sinne schrieb, daß im Chaco auch der in die Erde gesteckte Spazierstock noch anwachse. Wohl ist es wahr, daß manche Pflanzen mit unglaublicher Schnelligkeit wachsen, wenn das Wetter günstig ist. Aber auch jene Tatsache weiß längst jeder Pflanzler, daß man hier die rechte Pflanzzeit selbst auf Stunden verpassen kann und dann das „Vergnügen“ hat, ein zweites und drittes Mal nachzupflanzen, bis es endlich passend wird. So hat man auch mitunter ein großes Feld in feuchten Boden eingepflanzt, es keimt auch gut. Da kommt plötzlich ein tropischer Platzregen, schlägt den Boden fest, die Sonne brennt hinauf, und schon hat sich eine harte Kruste gebildet, die dem zarten Keim der Baumwolle den Durchbruch nicht ermöglicht.

Also, diese und manche noch ungenannten Hindernisse und Mißerfolge treten hier dem Bauern entgegen und trotzig mußte er ihnen 6 Jahre lang die Stirn bieten. Was Wunder, wenn da mancher zermürbt wurde! Doch wollen wir ehrlich sein, so dürfen wir nicht allein unserer neuen Heimat alle Schuld zuschieben. In der nächsten Nr. werde ich somit auf selbstverschuldete Gründe kommen.

Schluß folgt.

Unsere Ernährung.

Da es in den letzten 2 Jahren geringe Ernten gab, bringt dieses uns zum Nachdenken über unsre allgemeine Existenz. Es scheint so, als ob uns der argent. Mehlsack zugrunde bringen will. Da müssen wir uns anders einstellen u. der falschen

Einstellung entgegensteuern, um uns vor dem Untergange zu retten.

Da gefällt mir der Artikel in der Nov.-Nr., daß schon „Dunkle Brille“ es einseht daß unsere Lage in Fernheim katastrophal ist. Wieviel mehr sollte eine „helle Brille“ dieses einsehen und es berechnen, daß Rindfleisch viel billiger ist als Mehl. Ich versichere es, daß wir mit der Hälfte Mehl auskommen könnten, wenn wir das entsprechende Quantum Fleisch dazu hätten. Es ist doch auch töricht, daß wir im Chaco soviel Brot beanspruchen, welches wir hier nicht produzieren, wogegen wir Fleisch die Fülle haben könnten. Denn im Chaco nähren sich tausende Stück Vieh. (anderhalb Millionen Köpfe. Die Schrifteleitung.)

Da ich selbst schon einen Teil vom Chaco durchreist bin und große Viehstationen angetroffen habe, welche auf gewaltigen Rängen mit gutem Süßgras gelegen sind, so sagt man sich: „Weshalb drückt man sich so auf einem Hausen zusammen, wo unser Vieh wenig Weide hat?“ Auch unser Zugvieh klopft bereits mit den Knochen zusammen, was nicht zu sein brauchte.

Wenn wir den 2. Vierjahresplan in Deutschland verfolgen, sehen wir, daß man dort bemüht ist, den Leuten zu sagen, wie man sich einstellen muß. Sogar den Hausfrauen sagt man, daß sie solche Speisen herstellen müßten, die eben die jahreszeitliche Natur im eigenen Lande hervorbringt. Wieviel mehr sollte dieses in Fernheim getan werden!? Ich bin der Ansicht, daß wir, wenn wir uns hier zu einer Körperschaft zusammengeschlossen haben, auch in solcher Weise vorgehen müssen, um uns dieses Vorrecht zu wahren. Es müßten Mittel und Wege geschaffen werden, die unsere allgemeine Existenz fördern. Im andern Falle wird man notgedrungen werden, abzusplittern, welches schon im Gange ist. Es würde doch wirklich zu schade sein, daß sich dadurch unsere Eigenart und Gemeinschaft trennen sollte, denn wenn man erst ein Bündel löst, kann man das Einzelne leichter brechen.

In erster Linie sollte kein Vieh aus Fernheim nach außen verkauft werden. Es ist zu billig zum Export, wogegen das importierte Mehl zu teuer ist. Die Kooperative sollte das Vieh solchen Bürgern abkaufen und 1 oder 2 Mal wöchentlich schlachten, um den Bürgern die Möglichkeit zu geben,

Fleisch zu kaufen, wenn auch gegen Kredit. Sollte das Vieh in Fernheim aber nicht ausreichen, so müßte man welches hereinbringen von Herrn Casado oder irgend einer andern Station. Besser aber wäre es, sich selber im Chaco auszudehnen, um eigenes Vieh zu haben. Man kann annehmen, daß durch ähnliches Vorgehen manche Mißstimmung erdrückt würde. Auch unsere Hausfrauen sind mit ihrem Kochrezept am Ende, wenn nur der Mehlsack da ist, der außerdem noch hoch hängt.

Wenn nun in der letzten Nr. des M.-Blattes eine Lebensmittelnot und ihre Ursachen geschildert wird, so ist es nicht ganz zutreffend. Ich würde behaupten, daß die Ursache dort zu suchen ist, daß man sich nicht nach Schlachtvieh umsah. Denn in derselben Zeit, als die Lebensmittelknappheit herrschte, wurden hier noch Rinder nach außen verkauft.

Heute erhalten wir eine Norm Mehl (bis zum 1. März 1937) von 35 kg pro Seele. Also eine Durchschnittsfamilie erhält 175 kg. Dieses kostet 3605 Pesos. Würde man aber 75 kg Mehl weniger und dagegen 100 kg Fleisch nehmen, so gäbe es eine Geldersparnis von rund 600 Pesos. Bei 400 Familien ergäbe es eine Summe von 240000 Pesos. Soviel könnte in 3 Monaten erspart werden, was im Jahre fast eine Million ausmacht. Da könnte man zur „Dunklen Brille“ sagen: „Es bauert“.

Rosensfeld. U. Schröder.

Not-Spende.

Unter Leitung des Oberschulzen trat am 14. Dez. in Philadelphia ein gewähltes Hilfskomitee zusammen, um eine aus der USA eingelaufene Spende von 250 Doll. unter die Bedürftigsten der Kolonie zu verteilen. Laut allseitiger Überprüfung von eingebrachten Listen kamen 3 Kategorien in Frage, und folgend wurde die Summe von 43350 Pesos in Waren oder Produkten verteilt:

1. Kateg 78 Seelen à 200 Pesos
2. „ 196 „ „ 100 „
3. „ 163 „ „ 50 „

Als Invaliden werden außerdem 7 Personen unterstützt mit zusammen 7000 Pesos.

Ferner soll für 18000 Pesos Graumehl angekauft und damit ein Hilfsfond gegründet werden.

Den Spendern in USA ein warmes „Vergelt's Gott!“ von uns!

Im Namen des Hilfskomitees
Jakob Siemens (Oberschulze).

Im Dezember 1936.

Ein wenig Baumwoll-Statistik.

Diese Liste zeigt dem Leser die Namen der Dörfer von Fernheim, die Gesamtanbaufläche von Baumwolle eines jeden dieser Dörfer und den Durchschnittsertrag von Rohbaumwolle in kg pro Hektar im Erntejahr 1936. Zum Vergleich stehen daneben im Unterschied vom Feldfrucht in gewöhnlichem Druck die entsprechenden Zahlen der Ernte von 1935.

Dorfname	Hektar		Hektogramm		Durchschnitt	
	1936	1935	1936	1935	1936	1935
1 Sichtfeld	71,50	47,50	38 719,0	34 467,0	541,5	725,6
2 Areesfeld	59,75	36,50	22 681,5	24 641,5	379,5	647,7
3 Gnadenheim	75,00	45,00	22 296,5	34 990,5	297,0	765,2
4 Wiesenfeld	39,75	29,75	20 767,5	21 810,0	522,5	739,1
5 Friedensfeld	76,75	52,50	30 637,0	40 056,0	402,0	763,0
6 Friedensruh	65,75	52,25	28 205,5	49 244,5	427,5	942,5
7 Schönwiese	62,50	47,50	25 770,0	37 736,5	412,0	794,4
8 Schönbrunn	64,75	47,25	19 415,0	27 540,5	300,0	582,8
9 Ruhagen	51,50	38,75	45 136,5	28 711,0	876,0	740,9
10 Rosenort	73,50	57,75	27 138,5	37 142,5	369,0	643,1
11 Waldesruh	59,00	33,00	18 214,5	25 620,5	309,0	776,4
12 Rosenfeld	34,00	17,25	14 045,0	10 653,5	413,0	617,6
13 Siebertsheim	16,00	13,25	8 862,5	9 067,0	554,0	684,3
14 Blumenort	44,50	30,00	29 655,5	15 096,5	663,0	503,2
15 Orloff	47,00	29,75	30 223,5	19 002,0	643	638,0
16 Karlsruhe	48,50	36,00	28 794,0	24 476,5	593,5	680,0
17 Schönau	54,75	43,55	29 819,5	28 525,0	544,5	655,0
18 Wüstenfelde	43,25	15,00	14 305,5	6 661,5	330,5	444,1
19 Philadelphia & andere	10,75	—	10 313,0	—	—	—
Total:	998,00	672,50	465 000,0	474 442,0	466,0	729,0

War schon die Baumwollernte 1935 infolge der Dürre nur recht schwach, so fiel sie 1936 noch bedeutend geringer aus, diesmal meist durch die Blattlausplage. Ganz besonders wurden einzelne Dörfer, wie es die Zahlen im Durchschnittsertrag pro Hektar zeigen, in Mitleidenhaft gezogen.

David Thielmann sen.

Berschiedenes

Besuch aus Nord-Amerika

wird hier anfangs Januar 1937 erwartet. Wahrscheinlich ist es Herr Orie D. Müller aus dem M.J.K. Bis Asuncion reist ihm der Oberschulze entgegen.

Unser Krankenhans

soll in nächster Zeit unter primitiven Verhältnissen, d. i., vorläufig ohne Arzt wieder eröffnet werden. Hausvater und Hebamme werden in erster Linie arbeiten; ebenso wird auch die Apotheke die nötigsten Mittel verabreichen.

Heuschrecken.

Der Kampf mit der jungen Brut ist bitterhart, umsomehr auch, da nicht nur einzelne Rämpfe, wie 1932, sondern, wie es scheint, der ganze Chaco heute von diesem gefährigen Ungeziefer wimmelt. In einzelnen Dörfern ist wohl auch das letzte Pflänzchen genommen. Niemand

wagt es dort wieder zu pflanzen, solange die Fresser in der Nähe sind. Die Lage ist kritisch. Zu spät für diese Nummer liefen einige Artikel über den schweren Kampf mit dieser Plage ein. Vielleicht im Januar dürfen sie noch gebracht werden.

Witterung und Wachstum.

Die Niederschläge waren bis heute ziemlich normal. So stehen denn auch die Pflanzungen, die bis heute vor dem Ungeziefer geschützt werden konnten, mancherorts prachtvoll. Immer aber darf man sich auf Heuschrecken gefaßt machen, umsomehr, da die junge Brut nun bald auch flugfähig wird.

Temperaturen

wurden im November folgende gemessen: max. 40, min. 17, mittel 25,5 Grad nach Celsius. Niederschläge 131 mm.

Schriftleiter: Nikolaus Siemens.